

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 4.

Berlin, Donnerstag den 9. Januar

1845.

England.

Die Reaction gegen den Puseyismus in der anglikanischen Kirche.

Eine wichtige Krise bereitet sich im Schoß der anglikanischen Kirche vor. Bisher schien sie bloß vom Puseyismus bedroht zu werden; doch jetzt beginnt die Reaction, und diese, welche die Kirche zu retten unternimmt, ist selbst voll Gefahren für sie. Die puseyistische Bewegung war von dem Klerus, den Bischöfen ausgegangen; die Laien sahen mit gewissen Ausnahmen zweifelnd zu; sie haben endlich erkannt, daß es ihre Pflicht sey, sich zu entscheiden und zu handeln. Ein scheinbar unwichtiger, aber in der That sehr bedeutender Umstand hat ihren Widerstand hervorgerufen. Die Bischöfe von London, Exeter und Orford haben in ihren Diözesen gewisse Gebräuche, wie das Offertorium und die Predigt im Chorroch, wiederherstellen wollen, welche zwar dem alten Ritual angemessen, aber seit lange außer Gebrauch gekommen, und deren Wiedereinführung heutzutage den Zweck zu haben scheint, den Tendenzen der neuen Restauratoren zu Hülfe zu kommen. An einigen Orten haben die Geistlichen Vorstellungen an ihre kirchlichen Oberen gerichtet; an vielen anderen hat die Gemeinde durch ihre Laien-Repräsentanten protestirt. Man hält Meetings, um Resolutionen in diesem Sinn anzunehmen, und um den Gegnern der Puseyiten, deren Demonstrationen am geeignetsten sind, auf das Publikum Eindruck zu machen, Danktagungen zu votiren. Die betreffenden Bischöfe versuchen es, den Sturm zu beschwören, indem sie den Gemeinden einen Ausschub zur Einführung jener Gebräuche bewilligen; aber wie man aus der energischen Sprache der letzteren schließen kann, ist es nicht wahrscheinlich, daß sie nach Ablauf dieser Frist dieselben geneigter finden, sich zu unterwerfen. Folgendes sind z. B. einige von den Resolutionen der Bewohner von Tavistock:

„Die Versammlung bedauert die Veröffentlichung eines Hirtenbriefes, der von dem Bischof von Exeter an die Geistlichkeit seiner Diözese gerichtet worden, da sie, um sich der eignen Worte des Bischofs zu bedienen, überzeugt ist, daß derselbe in das System der Maßregeln gehört, womit man die Kirche zu den ausgearteten Gebräuchen, von denen sie durch die Reformation befreit worden ist, zurückzuführen sucht.

„Sie würde auf den Gebrauch des Chorrochs nur wenig Gewicht legen, wenn die Traktarianer *) ihn nicht eingeführt und den an sich sehr unschuldigen Gebrauch dieses Kleides mit der katholischen Lehre vom Priestertum und vom Opfer identifizirt hätten, indem sie erklärten, daß der Chorroch das Priesterkleid der Kirche sey.

„Die Versammlung drückt ihre Opposition gegen den Katholizismus oder Traktarianismus von Orford aus, der nach dem Beispiel Roms verlangt, daß man an hellem Tage Kerzen auf dem Altar anzünde, daß man das Kreuz auf den Abendmahlstisch setze, daß man die Kirchen mit Bildern und Kreuzfixen schmücke, daß man eine abergläubische Ehrfurcht vor den Gewändern der Priester an den Tag lege, und da der Doktor Pusey geäußert hat, daß „er wie seine Freunde über die Schnelligkeit der Bewegung erstaunt sey“, indem er hinzufügt, „daß von dem Ausgang des gegenwärtigen Streits das Schicksal der anglikanischen Kirche abhängt“, so legt sie allen Laien ans Herz, wie notwendig es sey, sich mit Festigkeit und Kraft für die Verteidigung des Protestantismus, der freien Forschung und der bürgerlichen und religiösen Freiheit zu erheben.“

Selbst in den Diözesen, wo die Bischöfe keinen Versuch der oben angeführten Art gemacht haben, verwahrt man sich im voraus gegen den Puseyismus. Es geschah dies unter Anderem in einer merkwürdigen Rede, die bei Gelegenheit der Inthronisation der Kirchen-Ältesten (churchwardens) der Diözese Chester von dem Kanzler Herrn Mailes gehalten wurde, um sie auf ihre Pflichten aufmerksam zu machen:

„Die Kirche seyð Ihr“, sagte der Kanzler; „die Laien bilden die Kirche, und die Mitglieder des Klerus sind nur die Diener der Kirche. Doch ist es möglich, daß der Klerus sich mehr anmaßen will, als ihm zusteht, und seinem Amt einen Charakter und Rechte beizulegen sucht, welche die reformirte anglikanische Kirche ihm nie zuerkannt hat. Es könnte vorkommen, daß man für den Geistlichen in Anspruch nimmt, was man sonst für den Priester forderte, und für die anglikanische Kirche, was sie immer mit Sorgfalt verschmäht hat. Vielleicht werdet Ihr in Predigten einer neuen Art von der Kirche sagen hören, was Ihr gewohnt waret, von Christus zu hören;

*) So heißen die Puseyiten wegen der vielen Trostkränze, die sie für die Verteidigung ihrer Tendenzen herausgeben.

vielleicht wird man behaupten, daß der Akt des Gebets oder der Vermittlung dem Geistlichen zusteht, der für das Volk betet, statt, wie die Worte „gemeinschaftliches Gebet“ (common prayer) anzeigen, ein Dienst zu seyn, an welchem Geistliche und Gläubige Theil zu nehmen berufen sind. Vielleicht wird man sich auch wegen der Functionen, mit denen Ihr bekleidet seyð, an Euch wenden und Euch auffordern, Gegenstände zu liefern, deren man sich bisher nicht bedient hat, z. B. Kerzen und Zierrathen für den Abendmahlstisch. Ich sage, dies könnte vorkommen, obgleich ich es nicht für wahrscheinlich halte; aber wenn es der Fall wäre, erinnert Euch, daß die Laien die Kirche bilden, und daß sie es für nothwendig halten könnten, zu Euch, als zu ihren Repräsentanten, Zuflucht zu nehmen, sey es, um gegen jede Abweichung von den Prinzipien der Kirche zu protestiren, oder um allen in der Form unseres öffentlichen Kultus nicht autorisirten Veränderungen Widerstand zu leisten. Dann wäre es Eure Pflicht, einzuschreiten, um die Rechte der Laien zu unterstützen und die Integrität der Kirche zu erhalten.“

Auch im Ausland ist man aufmerksam geworden. Es ist bekannt, welche Achtung in England der Verfasser der in französischer Sprache geschriebenen „Geschichte der Reformation“, Herr Merle d'Aubigné, genießt, dessen Name bekannter und verehrter in diesem Lande ist, als der irgend eines anderen Theologen des Continents. Der Brief, den er kürzlich an einen anglikanischen Geistlichen gerichtet und den dieser in den Londoner Journalen publizirt hat, mußte demnach auch einen tiefen Eindruck hervorbringen. „Der Zustand der anglikanischen Kirche“, sagt Herr Merle d'Aubigné, „erscheint den Christen des Continents immer beunruhigender. Das Uebel scheint uns auf den Gipfel gestiegen zu seyn, und wir sehen nicht, daß die Kirche etwas thue, um demselben abzuhelfen. Wir werden dadurch auf die Frage geführt, ob das Episkopal-System unfähig ist, die Kirche zu regieren. . . . Wenn die Bischöfe fortfahren zu schlafen, so erinnert Euch, daß die Kirche Richterin der Kontroversen, und daß die Kirche, nach Euren Artikeln, die Versammlung der Gläubigen ist. Mögen daher die Gläubigen sich erheben und sprechen!“

Auch die städtischen Behörden fangen an, gegen die neue Richtung zu protestiren: der Stadtrath von London hat so eben Fonds für den Bau einer neuen Kirche verweigert, um sein Mißfallen gegen die Neuerungen des Bischofs an den Tag zu legen.

Wenn man die Stellung kennen will, die die Bischöfe eingenommen, um dem Sturme, der sie bedroht, Stand zu halten, braucht man nur den Brief des Bischofs von Exeter an einen Dechanten seiner Diözese zu lesen, dem wir folgende Stelle entlehnen: „Es ist überflüssig, Ihnen zu sagen, daß ich auf eine so unbedeutende Sache, als ein Chorroch, kein besonderes Gewicht lege; aber worauf es hier ankommt, das ist nicht der Chorroch, sondern die Pflicht und das Recht des Bischofs, darüber zu wachen, daß Alles mit Anstand und Ordnung vor sich gebe, nach dem Rath des Apostels; mit einem Worte, es handelt sich darum, zu wissen, ob es eine Autorität giebt oder nicht.“

Die Sachen sind jetzt so weit gekommen, daß der Erzbischof von Canterbury für nöthig gehalten hat, ein Concilium von Bischöfen zusammenzubekommen, um die gegenwärtige Lage der anglikanischen Kirche in Erwägung zu ziehen und ein Schisma zu verhüten, indem man wo möglich Gleichförmigkeit in die Form des Gottesdienstes bringt.

Aber während so der englische Primas sich im Recht glaubt, Alles mit den Bischöfen nach seinem Belieben zu ordnen, entwirft man im Lande Bittschriften an die Königin, auf daß diese in ihrer Weisheit den Frieden der Kirche aufrecht erhalte, deren Oberhaupt sie nach dem Gesetze ist. Diese Lösung stimmt so ziemlich mit der, welche von dem Organe des Peel'schen Ministeriums, dem Standard, vorgeschlagen wird:

„Wir glauben“, sagt dieses Blatt, „daß der Streit über den Chorroch, wenn die Bischöfe auf die Einführung desselben bestehen, nur legislativ beigelegt werden kann. Um die Wunde der Kirche zu heilen, beeile man sich also, eine gesetzliche Lösung vorzubereiten, indem man, wenn es nöthig ist, an die letzte Instanz, den geheimen Rath der Königin, geht. Setzen wir den Fall, daß ein Geistlicher der Diözese von Exeter in seinem gewöhnlichen Ornat predigt; läßt man ihn ungestört, so ist die Frage für diese Diözese gelöst, und das Volk wird wissen, daß Alle, die den alten Gebrauch verlassen, es nicht thun, weil sie sich der Autorität unterwerfen müssen, sondern weil sie sich dem Papstthum zuneigen. Wenn man dagegen den Geistlichen, der einen zweihundertjährigen Gebrauch beibehält, verfolgt, dann wird das Volk ihn in seinen Appellationen unterstützen, bis die Sache vor den geheimen Rath kommt.“

Nach den neuesten Nachrichten hat der Bischof von Creter, wenigstens in Bezug auf den Chorrod, nachgegeben und, da die Sache so großen Widerstand finde, erklärt, auf die Einführung desselben nicht länger bestehen zu wollen. Indeß wird die Aufregung, die durch jene Tendenzen unter den Laien hervorgerufen worden, sich nicht so leicht legen und vielleicht ernstere Folgen nach sich ziehen, als man beim ersten Anblick glauben möchte. Leicht könnte das Wort der Edinburgh-Review zur Wahrheit werden: „Die kühnen Schritte der Hochkirchenmänner beschleunigten nur ihren Sturz, gerade wie dem Grauen des Tages die dunkelsten Stunden der Nacht unmittelbar vorangingen.“

Frankreich.

Leben und Briefe der L'espinaffe.

(Fortsetzung.)

Rousseau, der von jenem Verhältnisse im ersten Buche seiner Confessions spricht, bemerkt nicht ohne Bosheit, sie hätten zusammen in allen Ehren gelebt, wie sich das von selbst verstände. Jedenfalls war die Neigung des Mathematikers keine von denen, wie man sie in der Atmosphäre des Salonlebens alltäglich hervordrehen sieht; nicht nur giebt er um ihretwillen langjährige Gewohnheiten auf und eilt allabendlich aus seiner sehr weit entfernten Behausung zu den Füßen seiner Freundin, sondern er gewöhnt sich, nur unter ihrem Einflusse zu denken und zu handeln. Auch sie zeigt sich keinesweges unempfindlich gegen solche Treue, weiß sie vielmehr zu rechter Zeit zu erwidern: d'Alembert, welcher in der Rue Michel-le-Comte ein finsternes und unbehagliches Gemach bewohnt, erkrankt gefährlich; auf Anraten der Aerzte, die ihm reinere Luft verordnen, bringt man ihn in das Hotel seines Freundes Batelet, und dort wird die L'espinaffe, trotz aller Einwendungen, seine treue Krankenpflegerin, die bis zu seiner Genesung nimmer von seinem Lager weicht.

Und dennoch, so rein, so unerschüttert, so gefestigt auch durch Prüfungen dieses Verhältniß sich zeigt: es mußte nach beiden Seiten hin ein unbefriedigendes bleiben. Die Leere, welche in Juliens Herzen herrschte, anzufüllen, den Träumen ihrer glühenden Einbildung zu entsprechen, dazu war d'Alembert's Gefühl ein allzu ruhiges. Dieser hingegen, ohne eben nach dem Besitze seiner Freundin ein Verlangen zu haben, wollte ausschließlich in ihrem Herzen leben, welches niemals in diesem Sinne sein eigen war, bald aber ganz und ungetheilt eines Anderen werden sollte.

Schön war Fräulein von L'espinaffe, nach dem Bericht ihrer Zeitgenossen, nicht, auch, seit man sie kannte, niemals jung gewesen, ihr Gesicht durch die Blattern entstellt, aber ausdrucksvoll; „jedes Auge“, würde ein Sonettist sagen, „ein Herz“. Sie hatte den Reiz der Physiognomie, ohne welchen die Schönheit keiner ist, ihr Blick war ein treuer Spiegel ihres Geistes und ihrer Seele. Man denke sich hierzu einen hohen, schlanken Wuchs, die edelste Haltung und das Interesse, welches, hochgefinnten Gemüthern gegenüber, gehabtes Unglück verleiht, so wird man sehr natürlich finden, daß sie gefallen mußte. Marmontel giebt in seinen Memoiren ziemlich deutlich zu verstehen, sie habe ihre einflussreichsten Freunde zu Heiraths-Versprechungen vermocht, sey in solchen Hoffnungen mehrmals getäuscht worden und habe mit größter Leichtigkeit den Gegenstand derselben wechseln, ja bei der Befolgung dieser Pläne den äußeren Anschein einer heftigen Liebe bewahren können. Auch Grimm spricht von fünf oder sechs Leidenschaften der L'espinaffe, vor denen weder ihr Alter noch ihre Philosophie sie geschützt habe. Und scheint dieser Cancan aus der Coterie der erbitterten Duffessant hervorgegangen; die Fähigkeit zu so kleinlicher Berechnung stimmt keinesweges zu der uns durch die übrigen Schilderungen bekannt gewordenen Persönlichkeit, zu einem Herzen, das Ideale schuf und sich nur an sich selber entzündete. Die beiden durch das eigene Geständniß beschäftigten, gleichsam historisch gewordenen Leidenschaften schildern genug Liebesqualen dieses seltsamen Wesens, geben ein allzu gewisses Zeugniß seiner Schwäche.

Die Geschichte des Marquis von Mora, des ersten Geliebten der L'espinaffe, findet sich kaum mit einigen flüchtigen Zügen in den Memoiren jener Zeit verzeichnet, und ohne die spätere Veröffentlichung von Juliens Briefen und einiger gelegentlichen Erwähnungen in Voltaire's allgemeiner Korrespondenz würden wir wenig von ihm wissen. Er war ein junger Spanier von hoher Abkunft, ein Sohn des Grafen Fuentes, spanischen Gesandten in Paris, Neffe des Präsidenten Aranda, der die Jesuiten aus Spanien vertrieben hat. Nach d'Alembert, dem der junge Spanier, damals 24 Jahr alt, bald nach seiner Ankunft (1768) vorgestellt worden, war er durch Gaben des Geistes wie des Herzens gleich sehr ausgezeichnet, ein Gelehrter ohne Pedanterie, ein Denker ohne Trockenheit, eine schöne Seele. Voltaire, dem er von Jenem in zwei enthusiastischen Briefen empfohlen worden war, und der ihn einige Tage später in Ferney sah, nennt ihn einen Mann von großen Verdiensten. Es waren nun zwei Jahre verstrichen, zwei friedliche, meist heiter, fast glücklich zugebrachte Jahre, seit Julie sich von Madame Duffessant getrennt hatte, und ihr Herz, so abgewendet fahelnder Liebelei wie unbefriedigt von kalten Freundschaftsbezeugungen, war gleichsam in Erwartung eines seiner würdigen Gegenstandes. Und nun trat es plötzlich wie auf einen Zauberruf hervor, jenes so lang geträumte Wesen, an welches im voraus alle ihre Empfindungen sich hefteten, und noch dazu in der anmutigsten, ja vollkommensten Form, welche ihre Phantasie ihm hätte leihen können. Er war „einer jener feurigen und reinen Sonnensöhne, welche jedes weibliche Herz zum Glühen schmelzen; aber hier brannte gar Sonne in Sonne hinein.“

In einer kurz vor ihrem Tode, vor kaum zwanzig Jahren erschienenen Schrift hat die L'espinaffe das ganze Verhältniß, besonders aber ihr erstes Zusammentreffen mit dem Marquis von Mora auf das genaueste geschildert, nur daß sowohl die Hauptpersonen als die untergeordneten unter anderen Namen als ihre wirklichen verborgen und auch die Ortsnamen demgemäß verändert sind, den unkundigen Leser irre zu leiten. Die Heldin erscheint als Frau von Rumfort, hat einen Grafen von Saint-Clair zum Bruder und eine Herzogin von **** zur Tante, — d'Alembert und Madame Duffessant. Jenes erste Zusammentreffen geschah eines Abends bei einer Freundin Juliens, wo der Marquis nach dem Theater sich einfindet, prächtig gekleidet, ohne gepuht zu erscheinen, ihr völlig unbekannt, aber ihre Aufmerksamkeit anregend durch — seine edle, graziose Verbeugung. Es entspinnt sich ein Gespräch über die Weise, wie Racine die Wirkungen der Liebe bei Frauen geschildert; Julie stimmt der von dem Marquis geäußerten Meinung bei, und dieser hat Gelegenheit, den Geist und das liebliche Naturell derjenigen kennen zu lernen, für die er später in so heißer Liebe entbrennt. Wie auf jeden Anderen, muß auch auf ihn diese bewegliche, doch immer seelenvolle Physiognomie einen tiefen Eindruck machen; aber nicht minder gewaltigen bringt er selber hervor, der vierundzwanzigjährige Fremde mit der Romanfigur und der dabei gereiften Bernunft. Eine ziemlich oberflächliche Liaison des Marquis mit einer Frau von Balcourt — ebenfalls ein erborgter Name — scheint nur ein Vorbote der bald sich ankündigenden ernstern. Es folgen tägliche Zusammenkünfte, anmutig belebt von allen den nach und nach immer sichtbar werdenden Zeichen der jungen Liebe, die mit dem Austausch der geheimsten Gedanken, dem gegenseitigen Vertrauen langgehegter Wünsche beginnt, sich listig hinter der Maske der Freundschaft verbirgt und sodann alle Phasen, von der ersten Hoffnung bis zum höchsten Täuschungsschmerz und endlich der schönsten Gewißheit, durchläuft, gehemmt und unterbrochen zuweilen von natürlicher Zurückhaltung, von der Furcht, in den Augen des geliebten Gegenstandes zu verlieren, von den letzten Kämpfen des Stolzes vor der völligen Entäußerung seiner selbst.

So schildert uns die L'espinaffe das ganze Geheimniß ihrer Leidenschaft für Mora, einer Leidenschaft, deren Höhe ihr bis dahin unbekannt geblieben, die sich immer mehr ihres ganzen Wesens bemächtigt, alle Strahlen ihres Geistes und ihres Herzens in Einen Brennpunkt zusammenzieht: es ist die unaussprechliche Sonne, ihr Idol im Stillen anzubeten, das Glück, von ihm geliebt zu seyn, das Bedürfniß seiner steten Gegenwart, der unaufhörlichen und ausschließlichen Beschäftigung mit ihm. Mit glühenden Farben malt sie die immer wachsende Erschütterung ihres Denkvermögens, den Unbestand ihrer Gefühle, die heftige Unruhe, in welche sie durch eine Krankheit des Marquis versetzt wird und die in ihr selber sich zu einem ernsthaften Fieber steigert, die schmerzliche Erwartung endlich, von der sie während der Genesung des Geliebten hingehalten wird. Dann folgt die Scene des Wiedersehens der beiden Kranken, die zu einem gegenseitigen Geständniß führt und mit unzähligen Liebeschwüren und zärtlichen Plaudereien endet.

In diesem glücklichen Austausch wonniger Gefühle verstreichen zwei Monate, während welcher für Julien ein neues Leben beginnt, ihr eine Genugthuung für die Vergangenheit, eine längst aufgegebenen Glückseligkeit zu Theil wird. Gänzlich versunken in dem Rausche frischduftender Liebe, kennt sie kein anderes Glück, als des täglichen Zusammenlebens mit Mora, und die Wolken trüber Behmutz, die zuweilen ihre Stirn beschatten, sind ihr nur ein Zeichen heißer Zärtlichkeit. So versprechen ihnen mit reißender Schnelle die Tage, sie wetteifern in gegenseitigem Erforschen der geheimsten Herzensalten des Anderen, die geringste Veränderung ihrer Zustände veranlaßt eine lebhaft Besprechung, sie schwören in Zukunft ganz für einander zu leben. Eines nur empfinden sie peinlich, daß ihre Pflichten und Verhältnisse zur Welt sie allzu oft verhindern, sich dem Gefühle ganz hinzugeben, das sie erfüllt und beglückt. Eines Abends wird der Plan zu einem gemeinsamen Spaziergange in den elysäischen Feldern für den folgenden Tag entworfen, und im Vorausempfinden dieses Glückes trennen sie sich lächelnd . . .

Aber hier bricht plötzlich der Faden der Erzählung, das Manuskript war unvollendet geblieben, und die folgende Ergänzung müssen wir dem Berichte der Zeitgenossen entnehmen. Die Trennungsstunde sollte bald den Liebenden schlagen, der ernste Anschein dieses Verhältnisses macht die Familie Mora's besorgt, er wird zurückgerufen und genöthigt, Paris im August 1772 zu verlassen. Die Besorgnisse waren freilich nicht ohne Grund: denn wiewohl einem Zeugnisse der Madame Suard zufolge nur ein zärtlicher Briefwechsel und ganz unerschöpfliche Zusammenkünfte stattgefunden hatten, so ist es doch andererseits gewiß, daß der Marquis seiner Geliebten die Versicherung gegeben, sie solle einst seinen Namen führen.

Während dieser ganzen Periode sehen wir d'Alembert in jener bedauernd-werthen Rolle, die den lästigen Freunden anheimfällt, gedemüthigt und ergeben, hintenangelte und tren. Die eifrige Fürsorge, die er nach wie vor seiner Freundin zu widmen fortfährt, wird dieser beschwerlich: nicht allein ihre Kälte, sondern auch zuweilen Ausfälle härtesten Unmuths hat er zu ertragen, aber nichts vermag seine Ergebenheit zu erschüttern. Sie geht so weit, daß er nach Mora's Abreise sich beeilt, frühmorgens die Briefe, welche von diesem einlaufen, von der Post zu holen, um sie Julien bei ihrem Erwachen übergeben zu können. Einer Angabe von Marmontel zufolge hätte er diese Selbstverleugung noch weiter getrieben. Der junge Spanier war in der Primat erkrankt, und die Seinigen erwarteten nur seine Wiederherstellung, um ihn seinem Range gemäß zu vermählen. Da habe die L'espinaffe das Auskunftsmittel erfunden, durch einen Arzt erklären zu lassen, das spanische Klima sey dem Kranken tödtlich und das von Frankreich für seine Rettung unumgänglich nöthig, und dieses

von ihr diktierte Gutachten auszufüllen, dazu habe d'Alembert seinen Freund Lorry, einen der berühmtesten Aerzte der Hauptstadt, vermocht. Was an dieser Erzählung Wahres sey, bleibe dahingestellt; gewiß ist, daß die Gesundheit des jungen Marquis immer mehr abnahm und er auf der Reise nach Paris begriffen war, als er in Bordeaux an den Folgen eines Blutsturzes starb. Zwei seiner Briefe, der erste aus Madrid, vom 3. Mai 1774 datirt, da er in den Wagen steigt, um sie wiederzusehen, der zweite aus Bordeaux vom 23ten, wo er halbtodt eben angekommen, gelangten durch wer weiß welchen Zufall erst ein Jahr später an ihre Adresse, zu einer Zeit, wo sie die Empfängerin weit mehr erschüttern als trösten mußten.

Das Bild, welches bis auf die feinsten, nur dem Auge der Liebe sichtbaren Züge die Lespinasse von Mora entworfen, stellt ihn rücksichtlich seiner äußeren Vorzüge, der Annehmlichkeit seines Umganges, besonders des reich ausgestatteten Geistes, als Muster der Vollkommenheit dar. In geringerem Grade läßt sich dies von seinem Herzen behaupten. Was die Geliebte selber ohne Schwanken davon kundgibt: leichtsinnige, ja hartberzige Ansichten in Rücksicht auf das weibliche Geschlecht, egoistische Grundsätze, die ihr nicht verborgen bleiben können, mit einem Worte Mangel an wahrer Järllichkeit, dessen sie mit Bedauern, aber ohne Erbitterung ihn anklagt, — zeugt genugsam dafür, daß sie in ihrer Wahl sich weniger durch wahre Hochachtung bestimmen, als von blinder und unwiderstehlicher Neigung hat hinreisen lassen.

Wie aber die Dauer einer solchen vom Zufalle abhängig ist, wie ein Lusthauch sie tödten kann, bewährt sich auch hier. Diese Liebe, in Juliens Augen eine göttliche, für die nicht nur ihre eigenen Interessen, sondern auch ihre Pflichten zu opfern ihr ein geringes dünkte, — sie vermochte nicht, die Probe einer zweijährigen Abwesenheit zu bestehen. Von dem Marquis, dessen Gefühle wir nicht durch ihn selber kennen, aus dem eher eine Eraltation als eine tief empfundene Liebe sprechen mochte, läßt es sich leicht begreifen, daß er bei seiner Rückkehr aus Spanien einer Untreue sich anzuklagen gehabt hätte. Aber nicht einmal die erlangte Kunde einer solchen kann die Wandelbarkeit der Lespinasse erklärlich machen, da der plötzliche Tod des Marquis es gar nicht zu gegenseitigen Bekenntnissen hatte kommen lassen. Auch datirt der Beginn ihrer Leidenschaft für den Obersten Guibert — damals etwa dreißig Jahr alt und schon durch ein *Essai général de tactique* als Autor berühmt — von einem Zeitpunkte, in welchem Jener noch am Leben war. „Scharf müßte man diesen „selbsttäuschenden Uebergang aus alter Liebe in künftige neue richten, wenn nicht „Guibert“) ein noch gefährlicherer Mann für Weiber gewesen wäre, als selber „ein tropisch heißer Mora. Guibert, zugleich Krieger und Dichter — welche „übermächtige Vereinigung, da schon die Hälfte zum Siege ausreicht — neben „festem Stand und Blick für Männer und Wissenschaft anbietend zugleich das „geschmeidige, liebliche Biegen für Weiber — damit riß er hin. Ferner: durch „Guth wird den Weibern nicht Härte ersetzt, und sogar wieder durch diese „weder jene noch Kraft; sondern sie begehren die ganze schönste Drei, die es „nur giebt. Guibert war aber gerade mit diesem mächtigen Dreiklang und „Dreizahl versehen; und so kam die arme Lespinasse, welche dem treuerherzigen „Sternseher d'Alembert nur Freundin, obwohl Krankenwärterin blieb, durch „langes Schreiben an diesen Guibert über den untergehenden Mora, und nach „her durch fortgesetztes in das zweite Liebesfeuer hinein. Ihr Herz verquoll „durch die Wunde, und aller Liebe-Jchor brausete desto heftiger; es wollte sich „ausgießen, und dadurch ward es dem neuen Gegenstande geöffnet.“

Das Bedauern einiger Publizisten über die bereits erwähnte Veröffentlichung dieser Korrespondenz können wir nun unsererseits nicht theilen. Konnte unsere Heldin zweimal mit gleicher Stärke der Leidenschaft lieben, mit welchem Rechte hätte sie's verhehlen wollen, und warum sollen wir's nicht wissen? Wir sehen vielmehr dadurch die interessante Persönlichkeit in einem neuen Lichte, wenn auch ohne den idealen Schimmer. An die Stelle der bewundernden Verehrung gefühlvoller Herzen tritt, wenn man will, ein minder schmeicheltendes Bedauern, aber dagegen gewinnt für uns die Gestalt der Lespinasse an Wahrheit und richtiger Auffassung, um welche allein es uns zu thun ist.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Die russische Literatur im Jahre 1844.

Die russische Literatur hat seit einigen Jahren fast nur über Verluste zu berichten. In dem Fabeldichter Krylov ist ihr jetzt einer der wenigen Männer entzogen worden, die sich eines europäischen Rufes erfreuten. Der verstorbene Krylov war ein echt volkstümlicher Schriftsteller, wie der Umstand beweist, daß viele seiner Verse zu Sprichwörtern geworden sind — eine Erscheinung, die zwar in anderen Literaturen häufig ist, aber in Rußland einzig dasteht, indem die Büchersprache sich noch so sehr von dem Dialekte des gemeinen Lebens fern hält, daß sie gleichsam ein eigenes Studium erfordert. Uebrigens ist Krylov eher ein talentvoller, als ein genialer Dichter zu nennen. In dieser Beziehung haben die Russen das merkwürdige Unglück, daß die geringe Anzahl Auserwählter, deren Genie ihrer Literatur einen neuen Impuls zu geben versprach, nur ans Licht trat, um sogleich wieder zu verschwinden; so war es mit Gribojedow und Puschkine, so neuerdings mit Lermontow und der Pajn. Zu wiederholten Malen in seinen Hoffnungen getäuscht, ist das

*) So schreibt die deutsche Uebersetzerin und nach ihr Jean Paul den Namen, als wenn er dadurch deutschthümlicher würde; er ist aber so nicht minder französisch und sogar der eines berühmten Dichters, der ungefähr um dieselbe Zeit in Paris verhungerte.

Publikum, wie es scheint, gleichgültiger gegen die Literatur geworden, und man hört daher von allen Seiten die bittersten Klagen über ihren Verfall.

Von dem Veteranen Schukowsky ist zu Anfang d. J. ein neues Gedicht: *Ral und Damajanti*, erschienen, dessen Gegenstand bekanntlich der indischen Mythenwelt entlehnt ist. Das Werk ist aufs prächtigste ausgestattet und mit schön gestochenen Bignetten nach den eigenen Zeichnungen des hochgestellten Verfassers (er war Erzieher des Großfürsten Thronfolgers) geziert; ob der innere Werth desselben der glänzenden Außenseite entspricht, ist aus den Urtheilen der russischen Kritiker nicht recht ersichtlich. Ein durch seinen herben Ton bekannter Petersburger Rezensent unterwirft die Leistungen des gefeierten Schukowsky einer scharfen Kritik und will in ihm nur das Verdienst eines guten Uebersetzers und gewandten Stylisten anerkennen — ein Urtheil, worüber die anderen Journale Jeter schreien. Der fleißige Nestor Kufolnik hat ein nationalhistorisches Drama: *Jedow Bassenof*, zu Tage gefördert, welches im 15ten Jahrhundert spielt und die Rettung des Jaren Basilius des Jüngeren aus der Gewalt des Thronräubers Schemiaka durch den treuen Bojaren Bassenof darstellt, so wie die Art, wie sie diesem vergolten wurde. Das Vaudeville des Schauspielers Karatygin: *Die Bäderstube oder der Petersburger Deutsche*, hat auf dem Alexandrinen-Theater Furore gemacht; die Eigenthümlichkeiten der in St. Petersburg ansässigen „Njemzy“ sind darin im Gegensatz zu denen der Stockrussen mit höchst ergötlichem Humor behandelt. Auf der dortigen deutschen Bühne ist eine Uebersetzung dieses Stücks aufgeführt worden, wo die Stelle des Deutschen, der die russische Sprache radebricht, durch einen Russen vertreten wird, der auf gleiche Weise mit der deutschen verfährt.

Im Gebiete des Romans ist dieses Jahr nur wenig Kennenswerthes erschienen. Sagoskin hat einen zweiten Band seiner humoristischen Skizzen aus dem Leben der alten Hauptstadt Moskau (*Moskwa i Moskwijschi*) herausgegeben, die indes nur geheilten Beifall finden. Dasselbe läßt sich von einem ähnlichen Werke: *Otscherki swéta i shisni*, von Wladimir Woi, sagen. Etwas mehr Beachtung verdient die Künstler-Novelle „*Beresowsky*“, von Kufolnik, deren Held (st. 1777) für einen der Schöpfer der russischen Kirchenmusik gilt, die freilich auch der Mitwirkung Sarti's und anderer italienischen Komponisten Vieles zu verdanken hat. Eines recht interessanten satirischen Romans: *Proskolki na Kavkase*, von dem Pseudonymus Chamar-Dabanov, haben wir schon vor einiger Zeit Erwähnung gethan. Eugene Sue's „*ewiger Jude*“ macht, wie in ganz Europa, auch in Rußland großes Aufsehen; er erscheint in besonderen Beilagen zu der *Biblioteka dla tseljenia* (Leser-Bibliothek), um diesem etwas heruntergekommenen Journal wieder auf die Beine zu helfen.

Der Moskauer Professor Pogodin hat unter dem Titel: *Ein Jahr in der Fremde*, eine Beschreibung seiner Reise in Deutschland, der Schweiz und Italien drucken lassen, die in dem gewöhnlichen trockenen, einförmigen Styl dieses Schriftstellers abgefaßt ist. Lesbarer sind die „*Skizzen aus den Rheinländern und der Schweiz*“, vom Fürsten Wesscherofsky; überhaupt ist das Fach der Reise-Literatur seit kurzem durch einige sehr anziehende Werke vermehrt worden. Dahin gehören die „*Briefe eines Russen aus Persien*“, von einem Ungenannten, die wohl verdienen möchten, dem westeuropäischen Publikum näher bekannt zu werden; ferner *Tschukin's* Reise nach Jakutsk, *Tschichatschew's* Ritt über die Pampas von Buenos-Ayres u. a. m. Von dem „*Wanderer zu Lande und zur See*“ (*Stranstwowatel pa susche i moram*) sind Auszüge sowohl in diesen Blättern, als in Erman's „*Russischem Archiv*“ und dem „*Ausland*“ erschienen; es werden darin die Reisesfahrten eines gleichfalls ungenannten Verfassers in Mittelasien — in Chiva, Buchara, Kokan, Persien, bis nach Herat und Kabul hin, erzählt, die ein lebhaftes und graphisches Bild jener noch wenig besuchten Landstriche gewähren. Die Nachrichten über die Ermordung der beiden Engländer, Stoddard und Conolly, die Mittheilungen über die Belagerung von Herat durch die Perser und die Beschreibung des Feldzugs der Russen gegen Chiva sind auch für die neuere Zeitgeschichte von Wichtigkeit, da es bisher an einer russischen Version dieser Ereignisse fehlte.

Das historische Fach ist seit einigen Jahren durch die allmähliche Herausgabe der von der archäographischen Kommission gesammelten Materialien bereichert worden, woran sich jetzt auch eine kritische Edition der altrussischen Chroniken reiht. Man kann dieses mit einem Worte die Lichtseite der russischen Literatur nennen; hier sind Männer wie Wostokow, Strojew, Tschertkow und Snegirew thätig, die als Kenner des slavischen Alterthums den berühmten Namen eines Dobrowsky, Kopitar und Schaffarik zur Seite gestellt werden dürfen. Aus begrifflichen Ursachen findet die ältere und mittlere Reichsgeschichte mehr Bearbeiter als die neuere und die neueste, worüber fast nur Kompendien und Monographien existiren. Als Kuriosum verdienen die Denkwürdigkeiten des Majors Stscheglow's Erwähnung; dieser jetzt hundertjährige Greis wurde vor mehr als fünfzig Jahren als Opfer der Saitrapenwillkür Potemlin's nach Sibirien verbannt und lebte dort in gänzlicher Vergessenheit, bis man sich endlich seiner erinnerte, ihn nach der Hauptstadt berief und dem Kaiser vorstellte, der ihm eine ansehnliche Pension bewilligte. Nachdem er in Petersburg seine Memoiren herausgegeben, kehrte er nach seinem bisherigen Verbannungsorte Irkutsk zurück, um vorzugsweise dort seine Pension zu verzehren! — Der als Militairhistoriker bekannte General Danilewsky hat jetzt auch eine Geschichte des Kriegs von 1803 geschrieben, die sich durch ihre Unparteilichkeit auszeichnen soll — was einem Russen um so mehr als Verdienst anzurechnen wäre, da es sich hier um die Niederlage von Austerlitz handelt. Ueber die türkischen Feldzüge von 1828 und 1829 ist ein Werk in zwei Bänden von dem Garde-Capitain Lukjanowitsch erschienen, und

die von General Seddeler redigirte Militair-Encyclopädie (worin sich Biographien der russischen Feldherren, Beschreibung der wichtigsten Schlachten u. s. w. befinden) ist nunmehr bis zum achten Theile gediehen.

Die russische Journalistik besitzt für den Ausländer das meiste Interesse, da es nur wenige Schriftsteller von einigem Talente giebt, die nicht daran theilnehmen. In literarischer Hinsicht ist die Censur bei weitem nicht so streng, wie sie mitunter dargestellt wird, und die Leidenschaften und Parteien, denen eine politische Arena verlagert ist, machen sich demnach in den wissenschaftlichen Blättern Luft, wo sie ihre Kämpfe mit eben so viel Eifer als Bitterkeit ausfechten. Wir glauben darin vier einander entgegengesetzte Parteien unterscheiden zu können: die Anhänger der französischen Philosophie, denen die Vaterländischen Notizen (Otschestwennya Sapiski) zum Organ dienen, die stabile Partei, die in ihren Ansichten und Meinungen etwas veraltet ist und durch den Russischen Boten (Russkji Wjestnik) und den Sohn des Vaterlandes (Syn Otschestwa) vertreten wird, die ultrapatriotische oder panslawistische, die an dem Leuchtturm (Majak) einen ziemlich schwächlichen Repräsentanten hat, und eine vierte, die man vielleicht als die doctrinaire bezeichnen könnte, welche den Moskowitzin herausgiebt und meistens aus Gelehrten (Schewyrew, Chomjakow u. A.) besteht, die auf deutschen Universitäten studirt haben.

An der Spitze des russischen Journalismus stehen unbedingt die Vaterländischen Notizen oder Memoiren, sowohl wegen des Inhalts als wegen des Umfangs ihrer Hefte; in der That bildet ein Jahrgang dieses Blattes schon eine artige Bibliothek, da er mehr als dreihundert enggedruckte, doppelpaltige Bogen stark ist, so daß man in demselben ganze Romane, Geschichtswerke, Reisebeschreibungen u. s. w. antrifft. Der Redacteur, Herr Kravjovskij, ist Verfasser einer ziemlich unbeachtet gebliebenen Lebensbeschreibung Boris Godunov's; desto mehr Aufsehen hat er als heftiger Kritiker errregt — er ist ein wahrer Aristarch, vor dessen Richterstuhl auch die Matabore der russischen Literatur, ein Derschawin, Karamsin, Schukowsky, keine Gnade finden. Zwischen ihm und den Herren Gretsck und Bulgarin wüthet schon lange ein heftiger Federkrieg, worin Letztere den Kürzeren zu ziehen scheinen; außerdem sind seine schärfsten Pfeile gegen die Anhänger des Leuchtturms gerichtet, die er mit dem Titel der „Quas-Patrioten“ *) beehrt. Nächst den Vaterländischen Notizen verdient die meiste Beachtung die Lese-Bibliothek (Bibl. dla tschetonia), deren Redacteur, Professor Senkowsky, sich unter dem Namen des „Baron Brambäus“ mit Glück als humoristischer Schriftsteller versucht hat; seine Kritiken zeichneten sich früher durch einen persifflirenden Ton aus, der ihn allgemein gefürchtet machte — seit kurzem haben sie jedoch an Interesse verloren, und wenn wir nicht irren, so steht er im Begriff, sich ganz von der Leitung dieses Journals zurückzuziehen. Der Russische Bote, der unter den Auspizien der Herren Gretsck und Polewoi mit vielem Geräusch auftrat und dem das Heuilleton der Nordischen Biene (Sewernaja Ptschela) zum Schildsnappen diente, gerieth später ins Stocken, bis er endlich von dem Vielschreiber Kamenskij übernommen wurde, der ihn hauptsächlich mit seinen eigenen Productionen anfüllt. Der Sohn des Vaterlandes wird von dem als Dichter und Romellisten bekannten Maffalshy redigirt und enthält zwar von Zeit zu Zeit gute Artikel, steht aber im Allgemeinen hinter den obigen zurück. Die Tendenz des Leuchtturms könnte man am besten als Russenthümelei bezeichnen; er eifert gegen alles Ausländische, sogar gegen den französischen Champagner und die italienischen Süßfrüchte, denen er den russischen Quas und die russischen Pilze vorzieht — ihm sind alle Gallizismen und Germanismen ein Gräuel, und er möchte gern die alten moskowitischen Zustände herstellen, wie sie vor Peter dem Großen existirten. Es scheint jedoch nicht, daß die Bestrebungen des Herrn Buratschek (so heißt der Herausgeber des Majak) viel Glück machen: sie werden vielmehr vom Publikum fast ganz ignorirt. Eines der gediegensten Blätter ist der Zeitgenosse (Sowremennik), der von dem Rektor der Petersburger Universität, P. A. Pletnev, geleitet wird; er hält sich übrigens von aller Polemik fern und beschränkt sich auf das eigentlich Wissenschaftliche.

Es würde zu weit führen, alle übrige periodische Schriften namhaft zu machen, da außer den Privatblättern alle Ministerien und obere Behörden ihre eigenen Journale herausgeben. Ihre Anzahl beträgt im Ganzen etwa hundertzwanzig — im Verhältnis zu der ungeheuren Ausdehnung des Reichs eine allerdings nur geringe Zahl; wenn man aber den Zustand der russischen Journalistik mit dem der übrigen Literatur vergleicht, so kann man mit Recht behaupten, daß sie letztere weit übersteigt hat. Viele Schriftsteller beklagen sich auch, daß die dilettanten Journale die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums ganz monopolisiren und dadurch den Verfall der Literatur herbeiführen, wozu aber gewiß der Mangel an hervorragenden Talenten noch ungleich mehr beiträgt.

Mannigfaltiges.

— Gehört das zur Mode? Die „Zeitung für die elegante Welt“, deren Redaction Heinrich Laube zum zweitenmale niedergelegt, nachdem er das Blatt zweimal regenerirt und mit neuem Geiste belebt hatte, hat seit dem neuen Jahre ihren bisherigen Namen zum Redentitel gemacht und er-

scheint jetzt unter dem Haupttitel „die Mode“. Es ist dies eine nicht unwichtige Notiz für die Geschichte des deutschen Zeitschriftenwesens, denn die „Zeitung für die elegante Welt“ war das älteste Unterhaltungsblatt Deutschlands. Blätter dieser Art hatte es im vorigen Jahrhundert noch gar nicht gegeben; man konnte damals nur politische Zeitungen, Literaturzeitungen, Monatschriften und Wochenblätter. Später schuf mit der „Zeitung für die elegante Welt“ im Jahre 1801 eine ganz neue Gattung, die in dem durch größere Verbreitung literarischer Bildung erst in jener Zeit für diese Art Lesart herangereiften Deutschland ein großes Publikum fand, das sich im J. 1803 zwar eben so lebhaft dem Kopebue'schen „Freimüthigen“ zuwandte, doch dauerte es lange, bevor durch das viele, in allen Städten und Städtchen emporschießende Zeitschriften-Unkraut das Feld so überwachsen wurde, daß man vor lauter Journalen kaum noch die Literatur sah. Der „Freimüthige“ hat seitdem eben so wie die „Zeitung für die elegante Welt“ vielfache Wandlungen erfahren, und wenn wir die jetzige Metempsychose der letzteren als ihr definitives Verschwinden betrachten dürfen, so können wir danach abnehmen, welches die höchstmögliche Lebensdauer eines deutschen Unterhaltungsblattes sey. Die „Mode“ gehört übrigens nicht zu denjenigen deutschen Zeitschriften, von denen wir in unserem diesjährigen Einleitungs-Artikel (Nr. 1 des Magazins) gesagt, daß Gedanke und Inhalt derselben eine erfreuliche Umwandlung erfahren. Vielmehr beginnt sie erst recht wieder den alten Schlandrian jener „unbändigen“ Romane, den die „Zeitung für die elegante Welt“ längst überwunden hatte. Ja, die neue Mode scheint sich überhaupt nicht an die bisherige Sitte der eleganten Welt zu kehren. Denn schon in Nr. 1 druckt sie unserem „Magazin“ einen Artikel nach, ohne die Quelle anzugeben. *) Und weil dies eben schon in der ersten Nummer geschieht, mithin auch zu erwarten ist, daß man die neue Praktik fortsetzen werde, so unterlassen wir nicht, gegen diese Mode, wie gegen den Modus überhaupt, baldmöglichst zu protestiren.

— Polnischer Bazar in Paris. Alljährlich um die Weihnachts- und Neujahrzeit eröffnet die Gemahlin des Fürsten Adam Czartorski in Paris in ihrem Hause an der Chaussee d'Antin einen Bazar Polonais, wo sich die feinste Welt versammelt, um für kleine, aber nett arrangirte Dinge die höchsten Preise zu bezahlen, deren Ertrag dann den Armen unter den in Frankreich befindlichen Polen zu gut kommt. Auch die Prinzessinnen von Orleans hatten zur diesjährigen Ausstellung Handarbeiten geliefert, die von Frau v. Dolomieu, Ehrendame der Königin, in einer der kleinen Boutiquen des Bazars verkauft wurden. Die Gräfin Guicciotti bot in einer anderen prachtvoll eingebundene englische Reepsales und französische Almanache feil, in denen sich das Bildniß der immer noch schönen Gräfin neben dem ihres Verehrers Lord Byron fand. Frau von Ersoy-Leprince verkaufte Aquarell- und andere kleine Bilder, die zum Theil von ihr selbst und zum Theil von anderen Frauenhänden gemalt waren. Die französischen Schriftsteller von Ruf hatten sich sämmtlich beeilt, ein Exemplar ihrer Werke als Geschenk einzusenden, das natürlich willige Käufer fand. Unter Anderem befand sich auf der Ausstellung auch ein prachtvoll gedrucktes und in mittelalterlicher Weise verziertes Exemplar der Ode, die die bekannte Dichterin, Madame Louise Colet, auf den Tod der Großfürstin Alexandra von Rußland gedichtet, womit eine Widmung an die Polen verbunden war. Für dieses Unicum sollen die höchsten Preise geboten worden seyn.

— Das europäisirte Algier. Ein Engländer, Herr J. S. Blofeld, der kürzlich ein Buch über Algerien herausgegeben (Algeria, Past and Present), sagt von den Veränderungen, die in der Stadt Algier selbst wahrzunehmen, folgendes: „Algier ist durch die Franzosen sehr verändert worden; in den letzten zehn bis zwölf Jahren wurden ganze Straßen neu gebaut oder umgebaut, und Gebäude mit mehreren Stockwerken nach Pariser Banart sind überall erstanden. Die Privat-Industrie hat große Fortschritte gemacht, und die nach europäischer Art geschmückten Läden enthalten eine Auswahl von Waaren jeder Gattung; es fehlt weder an Gegenständen des Luxus noch an gewöhnlichen Zierrathen. Die Bazars enthalten die Moden und neuesten Gegenstände aus Paris: Bronzen, Porzellan, Glas, reiche Shawls, Stickereien, wollene Stoffe, Seidenzeuge, Baumwollenwaaren u. s. w. finden sich in eben so zahlreichen und mannigfachen Läden, wie man sie in den bedeutenderen französischen Städten antrifft. Einige ungeheure Gebäude sind auf dem „Gouvernements-Platz“, in den Straßen „der Marine“, „Bab-Azoun“ und „Bab-el-Dued“ errichtet; sie bieten mit ihren langen Gallerieen, ihren Verkaufsläden und der Menge, welche dieselben belebt, ein hübsches Ansehen dar. In der Straße Bab-el-Dued sind die Auf- und Abwogenden zahlreicher als selbst am Strand in London. An diesen Straßen und Plätzen stehen, mit Ausnahme einiger Theile der Straße Bab-el-Dued, keine maurische Häuser mehr; Alles ist verändert, und wäre nicht das Drängen der Türken, Mauren, Araber, Negers u. s. w., so könnte der Fremde sich in einer der bedeutendsten französischen Hauptstädte glauben. Es giebt in Algier zwei Theater: „das große Theater“ und das Theater „des petites variétés“; die Vorstellungen sind recht befriedigend, und das „große Theater“ wird bisweilen von Paris aus von bedeutenden Schauspielern besucht. Außerdem giebt es in Algier einige gute Buchhandlungen, so wie denn hier auch zwei wohlredigirte französische Zeitungen erscheinen.“

*) Der Quas ist bekanntlich ein in Rußland sehr beliebtes Nationalgetränk, das aber den Ausländern nicht recht munden will.

*) Vgl. Nr. 150 des Magazins vom vor. Jahre: „Der Chef der Clarqueurs“.